

Merseburger Correspondent.

Erscheint täglich nachmittags mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Bezugspreis: Vierteljährlich 1,20 M., beginnend 1.50 M., einschließlich Bringerlohn; durch die Post bezogen vierteljährlich 1,62 M., einjährig Bestelgeb. Einzelnummer 10 Pf. — Fernsprecher Nr. 324. —

Gratisbeilagen:
Illustriertes Unterhaltungsblatt
Landwirtsch. u. Handelsbeilage
Wissenschaftliches Monatsblatt
Kartellisten — Auszettel

Anzeigenpreis: Für die einseitige Zeile oder deren Raum 20 Pf., im Reklameteil 40 Pf., Chiffrenzeilen und Nachweilungen 20 Pf. mehr. Platzvorbehalt ohne Verbindlichkeit. Schluss der Anzeigen-Annahme: 9 Uhr vormittags. — Geschäftsstelle: Deulstraße 9. —

Nr. 197.

Sonntag den 23. August 1914.

41. Jahrg.

Nr. 7.

Durch den Beitritt Japans hat sich die Zahl der Feinde, die uns und unserem Bundesgenossen Österreich-Ungarn gegenüberstehen, auf sieben vermehrt. Ihr moralisches Niveau, dem der jerbische Einschlag die charakteristische Note gibt, hat sich damit gewiß nicht erhöht. Eigentlich mußte man, wenn man sich die einzelnen Glieder der Koalition, die sich so nach und nach um die jerbischen Fürstentümer herumgruppiert hatten, und ihre moralischen Eigenschaften, ihren schon in den ersten Tagen des Krieges anschaulich befundenen moralischen Tiefstand näher betrachtete, sich von vornherein fragen, daß der durch keinerlei Anstands- und Ehrbegriffe beherrschte Japane so sehr fehte. Nun hat er sich auch richtig eingekunden und wird sich wohl fühlen bei seinen namhaften Bundesgenossen, denen er jedenfalls schon dadurch gewaltig imponiert hat, daß er sich in seinem Ultimatum an uns nicht erst lange mit einer Beschönigung seiner niederrächtigen Sandlungen abzugeben, sondern uns in nackter Beutegier einfach die Pistole auf die Brust setzte und uns anordnete: Entweder Knautsch, oder ich schlage auch mit zu. Jrgendwelche Differenzen mit Japan hatten wir nicht, wir lebten mit ihm im tiefsten Frieden, und auch das Bündnis mit England verpfändete es in keiner Weise, sich in den Streit einzumischen; es genügt für diesen Knautsch, uns von Jenden einzunehmen zu wissen, um nach einer Begegnung germanischer über uns herzufallen und ein Stück Werte zu fordern. Die Form, in der das geschah, ist wohl das Unerhörteste, was bisher auf diesem Gebiete geleistet worden ist. Ein schwedisches Blatt nennt dieses Ultimatum mit Recht das Schamloseste, was die Weltgeschichte gesehen hat, und ferngetrieben den darin zutage getretenen „unverhüllten Jhuismus“ als unerböt. Und eine solche Sprache erlaubt sich ein Staat, der alles, was er geworden ist, erst durch uns, unsere Kultur, unsere Bildungsstätten geworden ist, dessen leitende Männer uns wiederholt der Pflicht größter Dankbarkeit verpflichtet haben.

Niemals in der Geschichte ist diese Pflicht schöner, gemeiner verletzt worden, als jetzt durch Japan, den Bundesgenossen Englands. Zweifellos ist dieses England, das es an Strapasslosigkeit getroffen mit Japan aufnehmen kann, die treibende Kraft gewesen, die dieses vorwärts schob. Es hat damit lediglich das Bild vervollständigt, das es der von wider Leidenschaft noch unverbundenen Kulturmenschen hat, als es auf die Seite des kulturfeindlichen Rußland trat. Wir vertrauen darauf, daß dieses England, das sich nicht scheut, nun auch noch die gelbe Rasse zum Kampfe gegen das Germanentum aufzurufen, der gerechten Strafe nicht entgehen wird. Für uns ist es selbstverständlich nicht angenehm, einen neuen Feind vor uns outzudecken zu sehen; wir werden uns auch mit dem Gedanken vertraut machen müssen, daß unsere Kolonialkassette in die Hände dieses Räubers fällt, und werden den Schmerz bezwingen müssen, daß sowohl viel brave deutsche Jüngens, weit draußen in der Welt, gewissermaßen auf verlorenem Posten, in treuer Pflichterfüllung dem japanischen Fehdel zum Opfer fallen; aber die endgültige Entscheidung fällt auf den europäischen Kriegsschauplätzen, für sie ist vollkommen belanglos, ob der deutegieriger Begegnung im fernem Osten jetzt aus seinem Schlupfwinkel hervorbricht und sich an uns heranschleicht oder nicht. Wir wissen nicht, ob er sich mit dem Gedanken trägt, auch noch in der Nordsee zu erscheinen. Wir glauben es kaum, da es hier ja für ihn eigentlich nichts zu räubern gibt. Sollte es aber dennoch der Fall sein, so kann er erst zu einer Zeit hier eintreffen, wo unsere Feinde von uns bereits entscheidende Schläge empfangen haben werden. Und dann werden wir schneller, als er es ahnte, auch mit diesem Gegner abrechnen.

Hoffentlich verhoht uns Japan nach dem Kriege aus eigener Initiative mit dem Anblich seiner „wif-

begierigen, in Wahrheit pionierenden Söhne. Wir empfehlen ihnen zum Besuche die Bildungsstätten im Lande des glorreichen Königs Peter von Serbien. Die dort herrschenden Moral- und Ehrbegriffe dürften ihnen ja auch mehr zulegen als die unsrigen.

Ueber die Brotversorgung Deutschlands im Kriege

stellt Graf v. Schwerin-Löwisch, der Präsident des deutschen Landwirtschaftsrats und Präsident des Preussischen Abgeordnetenhauses in der „Deutsch. Tagesztg.“ höchst wertvolle und interessante Berechnungen an, die wir in folgendem kurzen Auszug wiedergeben: „Unser Brotvermögen betrug im Durchschnitt der letzten Jahre nach der Reichsstatistik 149 962 000 — also fast genau 150 Millionen — Doppelzentner, im Jahre 1913 aber rund 173 Millionen Doppelzentner. Nach den mir bisher aus den verschiedenen Landesstellen zugegangenen Mitteilungen wird der Ertrag der diesjährigen Ernte im ganzen nicht wesentlich hinter dem des Vorjahres zurückbleiben. Ich will ihm aber sehr vorsichtig nur auf 160 Millionen Doppelzentner schätzen, wovon 15 Millionen für Saatfrucht abzugeben sind, so daß 145 Millionen Doppelzentner für die menschliche und tierische Ernährung bleiben. Dazu kommen die alten Vorräte an Korn und Mehl bei Landwirten, Sämlern, Mühlen und sonstigen Verarbeitern in Höhe von mindestens 15 — wahrscheinlich 20 Millionen — Doppelzentnern. Das ergibt für menschliche und tierische Ernährung bis zur neuen Ernte mindestens 160 Millionen Doppelzentner, immer vorausgesetzt, daß die Ernte unverändert eingebracht und sorgfältig vor Verderben bewahrt wird.

Für die Ernährung von Heer und Volk wird im Kriege nicht wesentlich mehr Brotform erforderlich als im Frieden, da die Kopfzahl der zu Ernährenden die gleiche bleibt. Ich will aber diesen Bedarf etwas höher als den bisherigen Durchschnittsverbrauch, d. h. auf volle zwei Doppelzentner pro Kopf der Bevölkerung — statt auf die bisher angenommene Menge von 1,7 auf 1,8 Doppelzentner — schätzen. Das ergibt einen Bedarf für menschliche Ernährung bis zur nächsten Ernte von höchstens (67 Millionen \times 2) = 134 Millionen Doppelzentner.

Es bleibt hiernach also auch bei diesem Bedarf immer noch ein Ueberschuß von 160 — 134 = 26 Millionen Doppelzentner, wenn nur kein Brotform unnötigerweise zu tierischer Ernährung verwendet wird. — Und hierauf wird daher von vornherein mit der größten Entschiedenheit Bedacht zu nehmen sein. — In einer Zeit, in welcher wir ganz und gar auf unsere eigenen Lebensmittel angewiesen sind, muß schon an sich die sonst wohl rationale, möglichst vollkommene Ernährung unserer Viehstände hinter der dringenderen Ernährung der Menschen zurücktreten. Wir dürfen also hinsichtlich der Brotversorgung Deutschlands in den bevorstehenden schweren Kriegsjahren durchaus beruhigt sein. England kann uns nicht so leicht aushungern, wie vielfach befürchtet wird. Dank unserer hochstehenden Landwirtschaft und dank dem reichen Segen, den ein gütiger Gott in diesem Jahre auf unseren Feldern hat wachsen lassen, können wir getrost und ohne Furcht vor Hungersnöden der Zukunft ins Auge sehen.

Zur Kriegslage.

Die Deutschen in Brüssel.

Brüssel, die Hauptstadt Belgiens, befindet sich in den Händen der Deutschen. Viele Deutsche können schon von friedlichen Zellen her die wunderbar schöne und hochinteressante, lebensvolle und kulturelle Kanäle des belgischen Staates; Kourten, Künstler, Politiker aller Art, Kunsthistoriker, Doullisten statten der lebenswürdigen Stadt ihren Besuch ab, und bei der letzten Weltausstellung vor einigen Jahren war Deutschland in jeder Beziehung

dort gut vertreten. Und von all den Tausenden und Abertausenden von Deutschen, die Brüssel ansuchten und neidlos den reizvollen Charakter der Stadt anerkannten, ist wohl niemals auch nur entfernt daran gedacht worden, daß die belgische Weidenschaft in kurzer Zeit wiederhellen werde von dem strammen, tatmäßigen Schritt deutscher Truppen, die als Eroberer kamen, kaum ein Deutscher hat wohl je die Notwendigkeit einer feindlichen Aktion gegen Belgien für unmöglich gehalten, und jeder von uns meinte, man würde gelegentlich als friedlicher Wanderer sich wieder an den Schönheiten Brüssels ergötzen können. Der Gang der Vorfälle hat aber einen anderen Weg gewiesen. Und nun stehen wir, kaum vierzehn Tage nach der denkwürdigen Reichstagsklausur, in der wir zum ersten Male Kunde erhielten von dem geplanten nohewidigen Durchmarsch durch Belgien, mit unseren Truppen auf dem herrlichen, von der Geschichte umwobenen Wankhausplatz Brüssels, diesem weltberühmten Kleinod mittelalterlicher Baukunst.

In Brüssel vereint sich alte Kultur und große Geschichte mit modernem Schönheitsinstinkt und neuzeitlichen Großtaten der Architektur und der Städtebaukunst. Wenn unsere Truppen auf dem herrlichen Marsch durch Belgien bisher schon Säulen alter und feiner Kultur, wie in Brüssel, in Trient und in Venedig mit feinem, unverwundlichen höflichen Wankhaus, anlaufen konnten, so wird ihr Blick auch durch den Dunst des Krieges nicht hindurch ganz besonders gefesselt worden sein, als sie die Brüsseler Stadt in ihrer einzigartigen Lage, übertrag von der grandiosen Fassade des pompösen Justizpalastes, in der Ferne antasteten sehen und als sie die prächtigen Boulevards der Stadt durchschritt und den allertümlichen Stadtbild mit seinen vielfach interessanten Bauten in Augenschein nahmen.

In Brüssel konzentriert sich der Reichtum, die alte Kultur, der Kunstsin, der Handel, das moderne Leben, das Symphonie von ganz Belgien: die Stadt ist das verpackteste Liebhabersitz des Landes. Die Erringung Brüssels mag vom militärischen Standpunkte aus keine besondere Bedeutung haben: vom moralischen und psychologischen Standpunkte aus war das rasche Ergreifen der deutschen Armeelieferung ein vorzügliches Bedeute. Für das Selbstbewußtsein der Beläter, das zu allen Zeiten unmotiviert groß gewesen ist, muß es ein geradezu fürchterlicher Schlag sein, jetzt zu sehen, wie die geliebte Hauptstadt des Landes fast ohne Schwertstreich in die Hand des deutschen Siegers übergeht; es muß ein demütigendes Gefühl für alle Beläter sein, mit zu erleben, wie ihr König kühnartig das höchste Schicksal Verden verfallen mußte, auch dem der Brüsseler an schönen Tagen hinauszufliegen pflegte, und wie die Nachkommenschaft der Kaiserlichen Sitten, die Umwandlung der nach ihrer Verfallenszusammengehörigkeit eigentlich noch immer überwiegend väterlichen Stadt Brüssel in ein „Klein-Paris“ den französischen Schicksal und Schicksal der belgischen Nation verfallen mochte. Der Übergang Brüssels in deutsche Hände wird in gar manchem belgischen Kopf, auch vielleicht in den Köpfen der wilden Kanakker, die Embryonal dafür aufgenommen lassen, wie unglücklich staatswidrig die belgische Regierung handelte, als sie um der schönen französischen und englischen Auser willen die Genährung des freien Durchgangs der deutschen Truppen droht abzulehnen.

Es geht rüftig vorwärts!

Von zwei gewaltigen Schlachttagen auf den künftigen Feldern zwischen Metz und den Vogesen berichten folgende Telegramme:

Berlin, 21. Aug. Unter der Führung Sr. Königlichen Hoheit des Kronprinzen von Bayern haben Truppen aller deutschen Stämme gestern in Schlachten zwischen Metz und den Vogesen einen Sieg erringt.

Der mit starken Kräften in Lothringen vordringende Feind wurde auf der ganzen Linie unter schweren Verlusten geworfen. Viele Tausende von Gefangenen und zahlreiche Geschütze sind ihm abgenommen worden.

Der Gesamtserfolg läßt sich noch nicht übersehen, da das Schlachtfeld einen größeren Raum einnimmt, als in den Kämpfen des Jahres 1870/71.

Unsere gesamte Armee war in Anspruch genommen. Unsere Truppen, befehlt von einem unaussprechlichen Drang nach vorwärts, folgen dem Feinde und haben den Kampf auch heute fort.

Dieses Deutsche gelangte nach im größten Teile unserer getragenen Artillerie zum Abbruch. Heute früh meldet der Große Generalstab weiter:

Berlin, 22. Aug. Die von unseren Truppen zwischen Metz und den Vogesen geschlagenen französischen Kräfte sind gestern verstoßen worden. Der Rückzug der Franzosen artete in Flucht aus.

Bisher sind mehr als 10 000 Gefangene gemacht worden. Mindestens 50 Geschütze wurden erobert.

Die Städte der geschlagenen feindlichen Kräfte ist auf mehr als acht Armeekorps festgesetzt worden. (R. T. B.)



Beilage zum „Merseburger Correspondent“.

— † Das Auge des Herrn. † —

(Fortsetzung.)

Roman von Hans A. Osman.

(Nachdruck verboten.)

Zum Inspektorhause wußte man noch nichts davon. Frau Sinske war eben dabei, ihre Kinder ins Bett zu bringen, als Annemarie mit der traurigen Nachricht zu ihr kam.

Die dicke Frau verlor vollständig den Kopf. Sie nötigte

zwar das gnädige Fräulein mit vieler Unterwürfigkeit, sich auf das Sopha zu setzen, nachdem sie mit einem Tuch darüber gewischt hatte, aber dann lief sie von einer Stube zur anderen.

„Das hat er nu davon, ach Gott, ach Gott, ich hab's ihm immer gesagt, er soll sich nicht so mit die Pferde abradern. Ach Gott, ach Gott, gnädiges Fräulein, hat 's denn was gegeben, heute nachmittag? Er kam gar nicht erst in die Stube, als er von drüben rauskam. Gleich aufs Pferd und fort! Ach Gott, so ein tüchtiger Mensch ist er, Sie wissen gar nicht, wie nett er immer von Sie redet! Ach Gott, ach Gott!“

— Sie wurde in ihren Klagen durch ihren jüngsten, hoffnungsvollen Sprossen unterbrochen. „Mutter!“ schrie es aus dem Nebenzimmer, in dem die Stange darauf wartete, fertig ausgezogen zu werden, „Mutter, legg man die olle Marjell, se schall maken, dat se ruter kömmt. Wat will se denn hier. Vater hat doch gesejagt, wenn er ihr mal —“

Es wurde Annemarie nicht vergönnt, zu hören, was Herr Sinske für Absichten gegen sie geäußert hatte, denn seine dicke Gattin verschwand mit einem Schimpfworte in dem Nachbarzimmer und alsbald kündeten einige klatschende Töne und ohrenzerreißendes Geschrei an, daß Herr Sinske junior wegen seiner Indiskretion energisch zur Ruhe verurteilt worden war.

6.

Die nächsten Tage brachten für Malchentin allerlei Aufregungen. Es begann damit schon am Morgen, nachdem die



Ein gefiederter Philosoph. Nach dem Gemälde von W. Barfer. (Photogr. u. Verlag von Franz Hanfstaengl, München.)

Nachricht von Sinskes Sturz aus Gögow gekommen war. Kein Mensch wußte aus und ein. Annemarie wurde frühmorgens vom „Futtermeister“ — dem ältesten Spannknecchte — darüber interpelliert, ob er selbst das Futter an die Gespanne ausgeben solle. In ihrem Eifer hatte sie sich selbst mit dem alten Vozin auf den Kornboden begeben und das Verteilen der Futter-



Die jetzt 150 Jahre alte ehemalige Dorfkirche (x) neben der modernen Paul-Gerhardt-Kirche in Berlin-Schöneberg.

Die alte Schöneberger Dorfkirche, die jetzt mit der Paul-Gerhardt-Kirche durch eine Säulenhalle verbunden ist, wurde 1764 auf Anweisung Friedrichs des Großen wieder aufgebaut, nachdem sie einige Jahre vorher im siebenjährigen Kriege durch die Russen zerstört worden war.

Ein Schiffsunfall auf der Spree.

In Charlottenburg ereignete sich jüngst ein ziemlich gefährlich aussehender Zusammenstoß, indem ein mit Kies beladener Kahn auf die Unter eines anderen Lastschiffes auffuhr. Der Kiestahn, dessen Boden ein großes Reif erhielt, sank binnen wenigen Minuten, doch konnte sich die Besatzung in Sicherheit bringen. Der Materialschaden dürfte aber ziemlich beträchtlich sein. Auch der auf den Berliner Wasserstraßen sehr bedeutende Schiffsverkehr erlitt durch den Unfall erhebliche Einbußen.



Ein Schiffsunfall auf der Spree. Der am Habsburger Ufer in Charlottenburg gesunkene Kahn.

rationen überwacht. Dabei hatte sich herausgestellt, daß die Privatpferde des Inspektors die doppelte Ration wie die sämtlichen übrigen Pferde erhielten. Aber das war nur eine Kleinigkeit im Verhältnis zu dem, was nun alles weiter folgte. Sinske hatte in Gögow im „Greifen“ seinen Vorrat an Alkohol zu ertränken versucht. Beim Nachhausereiten hatte der

sonst so vorzügliche Reiter die Herrschaft über sein junges Pferd verloren. Der Fuchs war mit ihm durchgegangen; schließlich waren Fuchs und Reiter an einem Haufen Gassesteine zu Sturze gekommen. Vorüberkommende Bauern hatten den Malchentiner Inspektor bewußtlos aufgefunden und ihn im Gögower Krankenhaus abgeliefert, wo man einen leichten Schädelbruch feststellte. Sinske mußte im Krankenhaus bleiben.

So ritt Annemarie noch am folgenden Tage hinüber nach Schlärentin, um sich bei Wolf und dem Doktor Rat und Hilfe zu erbitten. Der Schlärentiner Pächter zeigte kein Mitgefühl.

„Rief,“ meinte er ingrimmig lächelnd, „hat's den alten Gauner vielleicht gerade noch in letzter Stunde erwischt! Na, vorläufig ist ihm wohl das Handwerk für einige Zeit gelegt. Aber, was soll nun werden? Kündigen wird ihm der Baron jetzt nicht wollen. Das wäre schließlich das Geheißteste. Kündigen und das Gut verpachten.“

Aber davon wollte Annemarie selbst nichts wissen. Ihr Großvater hatte ihr, wenn auch widerwillig, die Erlaubnis gegeben, Wolf zu bitten, einen Vertreter für die Zeit, bis Sinske wieder hergestellt sein würde, zu besorgen. Sie hoffte, daß dieser Zeitpunkt soweit hinausgeschoben würde, daß der Vertreter einigermaßen festen Fuß gefaßt hätte, und dann den bisherigen Inspektor gänzlich verdrängen könnte. Als sie Wolf diesen Plan entwickelte, strich der sich über seinen roten Bart.

„Ja, gnädiges Fräulein, ich hätte da einen von meinen Leuten. Einen tüchtigen Kerl, selbst Landwirtssohn, der eben seine dreijährige Lehrzeit beendet hat. Wenn ich Ihnen den abträte — seine Zeit ist noch nicht ganz um, aber das täte schließlich nichts zur Sache. Er ist ein bißchen windig, aber sonst ein fixer, tüchtiger Kerl.“

Annemarie nahm das Anerbieten dankbar an, und Herr Wolf war bereit, Herrn von Koczierowski, so hieß der junge Mann, gleich selbst herüber zu holen.

Nicht lange darauf kam Wolf in Begleitung eines schlank gewachsenen, eleganten, jungen Mannes wieder, den er als den Empfohlenen vorstellte. Herr von Koczierowski hatte sich sofort bereit erklärt, auf Wolfs Vorschlag einzugehen. Es wurde verabredet, daß er noch am selben Abend nach Malchentin übersiedeln sollte, um alsbald die Leitung zu übernehmen.

Da in Sinskes Hause kein Platz für ihn war, so wurde der neue Verwalter im Schlosse einquartiert und nahm auch an den Mahlzeiten teil.

Jan von Koczierowski war der Sohn eines polnischen

Edelmannes, der eines Tages sein ganzes Vermögen und Czernowice, das alte Familiengut, infolge seiner Spielleidenenschaft verloren hatte. Jan, sein einziger Sohn, hatte damals als Fähnrich bei einem Kavallerieregiment im Osten gestanden — der Ruin seines Vaters hatte seiner jungen Soldatenlaufbahn ein jähes Ende bereitet.

Es hieß für ihn zunächst den bunten Rock auszuziehen. Mit dem Degenführer der Reserve in der Tasche suchte er nach irgendeiner Beschäftigung. Da hatte ihm der Graf Neufirch, einer seiner Kriegsschulkameraden, den Vorschlag gemacht, Landwirtschaft zu lernen, um später die Administration der großen Neufirchischen Herrschaft, deren Besitzer der junge Graf war, zu übernehmen.

Koczjerowski war eigentlich kein Freund weitausschauender Pläne. Ihm wäre es vielleicht lieber gewesen, sich in Berlin irgend eine Existenz zu gründen, in der großen Gasse, wo alles, was irgendwie im Leben niedergebrochen ist, zusammentreibt, und wo manchen doch der Strom wieder an irgend ein sicheres Ufer führt. Aber er hatte doch wieder vor der harten, fremden Arbeit gebangt, und als ihm sein gräflicher Freund anbot, ihm während der Lehrzeit die nötigen Substanzmittel zu gewähren, hatte er schließlich doch zu dem näheren und bequemeren Auswege gegriffen. Graf Neufirch war einer jener schlesischen Magnaten, die in unserem heutigen wirtschaftlichen Leben eine hervorragende Rolle spielen. Besitzer gewaltiger Liegenschaften, die zum Teil in Kohlenwerken bestanden, hatte er schon von früher Jugend auf einen scharfen Blick für die praktischen Erfordernisse des Lebens gewonnen. So wußte er auch, was ein tüchtiger Beamtenstand für ihn bedeutete. Der intelligente, gewandte polnische Edelmann war ihm von vornherein unter den Kameraden aufgefallen.

Als dann die Verhältnisse des jungen Polen eine so unglückliche Wendung nahmen, stand Neufirch dem Freunde treu zur Seite. Die nötigen Mittel, um die traurigen Pflichten, die ihm der Tod seines Vaters auflegte, nachzukommen, hatte er ihm mit einem verlegenen Nachen „vorgestreckt“. Er könne es ja später wieder gut machen, wenn er als Alleinerbiger über die Herrschaft Kommissär ein Bombeneinkommen beziehen würde. In fünf Jahren könne er gut und gerne so weit sein.

Und dann hatte Koczjerowski mit der Unterstützung des Grafen die Universität besucht. Zwei Jahre lang hatte er tüchtig theoretisch gearbeitet, um schließlich nach Abschluß seiner Studien noch eine weitere praktische Lehrzeit auf dem pommerischen Gute Schlarentin, das seinerzeit durch Heirat an die Neufirchs gefallen war, durchzumachen.

„Verkehr wirst Du nicht viel haben,“ hatte der Graf gemeint. „Jemand in der Nähe von Schlarentin sitzt noch ein alter Dinkel großmütterlicherseits von mir. Er soll aber ein vollständiges Fossil sein und sich nirgendwo zeigen.“

So hatte es Koczjerowski auch gefunden. Seine einzige Erholung neben der Jagd, die ihm der Graf von vornherein freigestellt hatte, waren die militärischen Übungen gewesen, die er, wie alles andere, aus den Mitteln seines Freundes bestritten hatte.

Das Abhängigkeitsverhältnis von diesem hatte er wohl in der ersten Zeit drückend empfunden. Aber schließlich hatte er sich daran gewöhnt und sich in die „Neufirchische Leibeigenschaft“, wie er es selbst mit bitterer Ironie bezeichnete, so hineingebacht, daß er kaum noch nach einem andern Ausweg suchte. Vom Gesichtspunkte der Leibeigenschaft aus betrachtete er zunächst auch den Vorschlag seines Lehrherrn, für den erkrankten Malchentinern Verwalter einzuspringen. Es waren Kurzes Verwandte seines „Rehnscherrn“, denen er damit einen Gefallen tat, und wenn der auch nicht viel von ihnen wußte, so war es doch in seinem Interesse, wenn er sich die Verhältnisse auf dem Besitze einmal genauer ansah, da man ja nicht wissen konnte, ob Malchentin einmal dem pommerischen Grund und Boden der Neufirchs einverleibt würde.

Als er aber im Arbeitszimmer des Arztes dem Malchentinern Fräulein zum ersten Male gegenübergetreten war, hatte ihn blitzschnell ein neuer Gedanke erfasst. Hier trat ein ganz neuer Faktor in sein Leben: diese schlante, vornehme Erscheinung hatte er gar nicht in seine Berechnungen gezogen. Er hatte wohl gehört, daß seit einem halben Jahre eine Enkelin des alten Barons in Malchentin lebte, aber er hatte sie bis dahin noch nicht kennen gelernt.

Sollte hier nicht die Wendung seines Schicksals liegen? Wenn es ihm gelang, mit der Erbin von Malchentin den trotz seiner Verwahrlosung noch immer recht stattlichen Besitz zu gewinnen, so war er sein eigener, freier Herr und der Verpflichtungen ledig, die ihm die Dankeschuld gegen den Grafen Neufirch auferlegte.

Mit einer gewissen, nervösen Hast hatte er seine Ueberfiedlung nach Malchentin bewerkstelligt. Als ihm am Abend der alte Peters die Treppen zu den Fremdenzimmern voranleuchtete, hatte er einen prüfenden Blick auf die vornehme, weite Halle geworfen. Seit Annemaries Herrschaft im Hause jah man, daß hier eine ordnende Hand waltete und daß der Verfall wenigstens hier mit allen Kräften aufgehalten wurde.

Aber zunächst hatte der junge Mann wenig Zeit dazu, seine Pläne ausführlich auszuspinnen. Er hatte alle Hände voll zu tun, um sich in die verwahrloste Wirtschaft hineinzuarbeiten. Ueberall, wo er näher zusah, stieß er auf Verlotterung und Verfall, schlimmer fast, als er es von seinem väterlichen Gute her gewohnt gewesen war.

Sinkes Wiederherstellung konnte noch wochenlang dauern, ob er dann wieder nach Malchentin zurückkehren würde, davon wurde vorläufig überhaupt nicht gesprochen, und so trat denn Herr von Koczjerowski vollständig an seine Stelle.

Auch für den Haushalt im Herrenhause brachte der neue Verwalter eine große Veränderung. Er sah mit am Herrenhause, und für Annemarie wurde seine Anwesenheit eine angenehme Abwechslung in dem eintönigen Leben, das sie nun seit Monaten geführt hatte. Von von Koczjerowski war ein angenehmer Klaunderer. Er wußte gut von seiner Studienzeit zu erzählen. Bald hatte er gemerkt, daß das junge Mädchen sich außergewöhnlich viel mit „wissenschaftlicher Landwirtschaft“ beschäftigt hatte, und er verstand es, sich ihr gegenüber von dieser Seite in einem möglichst günstigen Lichte zu zeigen.

Es war an einem der ersten Sonntagmorgente, seit der neue Verwalter auf Malchentin eingetroffen war. Der alte Baron hatte sich nach der Mahlzeit in sein Zimmer zurückgezogen. Annemarie und Koczjerowski saßen im Zimmer der verstorbenen Baronin und sahen schweigend hinaus auf den Hof, über den der erste Oktobernebel in großen Flocken hinfuhr.

„Es hat etwas Hypnotisierendes, so dem Schneetreiben zuzusehen. Wie eine der weißen Flocken nach der anderen lautlos aus dem unendlichen Raume zur Erde herabrieselt, immer eine nach der anderen, eine nach der anderen — und wie sie dann in der großen Masse untergehen, ihr kurzes selbständiges Dasein beendend — gerade so, wie wir Menschen.“ Der junge Pole hatte das leise vor sich hin gesagt, als ob er zu sich selbst spräche. Sein dunkles Gesicht nahm dabei einen schmerzlichen Ausdruck an, und er blickte wie träumend auf das schweigende Schneegestöber.

(Fortsetzung folgt.)

Die Großmutter.

„Großmutter, schläfst du? Deine Lippen pflegen
Wie betend sich im Schlafe zu bewegen;
Wie bist du heute regungslos und bleich?
Die Hände starr auf deiner Brust vereint,
Die nicht dein Atem zu erheben scheint,
Dem Marmorbild der Schmerzensmutter gleich.

Blick' auf, erwache, redel wie betrübt
Du, Mutter, deine Kinder, die du liebest?
Was taten wir? wir waren beide fromm.
Du zürnest uns? du hörst nicht unsre Stimmen?
Sieh her? die Lampe flackert im Verglimmen,
Und schon das Feuer auf dem Herd verglomm.

Und wilst du Licht und Feuer nicht erhalten,
So müssen wir erstarren in dem kalten
Und finstren Haus; zu spät erwachst du dann.
Auch wir beharren stumm in deinen Armen
Und können nicht an deiner Brust erwärmen,
Du rufft die Heiligen vergebens an.

Großmutter, o wie kalt sind deine Hände!
Wir wollen sie in unsern wärmen, wende
Nur deinen Blick uns freundlich wieder zu;
Da hast du dein Gesangbuch, nimm es wieder,
Du hast es fallen lassen, sing uns' Lieder —
Du nimmst es nicht, und nichts erwidertst du?

Zeig' uns, wir waren fromm, uns zu belohnen,
Das Bild der Sibel, wo die Heil'gen wohnen
Beim lieben Gott, umstrahlt von seinem Licht;
Erklär' uns dann die göttlichen Gebote
Und sprich vom bessern Leben nach dem Tode —
Was ist der Tod? — da brichst das Schweigen nicht!“

So hallte lange noch der Waisen Klage;
Die Nacht brach ein, sie wich dem jungen Tage,
Die Turmuhr maß die Zeit mit gleichem Schlag,
Zur offenen Türe lauschend, sah die Kleinen
Am Sterbebette knien, beten, weinen
Ein Wanderer späte noch am andern Tag.

In letzter Stunde.

Novellette von Fize Noack.

(Nachdruck verboten.)

„Brauchst Du mich noch, Mama? Nein? Dann darf ich wohl noch eine Stunde an den See gehen?“

Frau Dr. Gerler legte sorgsam ein Samtkleid in den Koffer. „Meinetwegen! Wo ist Dein Bräutigam?“

Zwonne warf den feinen Kopf in den Nacken. „Vermutlich packt er seinen Koffer. Uebrigens bin ich noch nicht verlobt.“ — „In einigen Tagen wirst Du es sein.“

Zwonne setzte feufzend den Hut auf die schwarzen Haare. „Ja, leider.“

Ihre Mutter drehte sich mit der Lebhaftigkeit, die sie als geborene Französin sich bewahrt hatte, um. „Ich finde, Du bist undankbar. Seit zwei Jahren reise ich mit Dir in der Welt umher, um eine Partie für Dich zu finden. Jetzt ist das Ziel erreicht, und nun feufzest Du, anstatt Dich zu freuen. Was hast Du gegen Fritz Borchert?“

„Nichts, als daß ich ihn nicht liebe.“

„Der Grund ist lächerlich. Du warst zuerst sehr entzückt von den beiden Borcherts.“

Zwonne streifte die langen Handschuhe an. „Du hast doch selbst aus Liebe geheiratet, Mama; hast sogar Dein Vaterland um Papas willen verlassen.“

Frau Gerler schloß den großen Rohrplattenkoffer und richtete sich auf. „Ich wollte, ich hätte vor 22 Jahren auf meine Eltern gehört, die sehr gegen meine Heirat mit einem Deutschen waren. In Frankreich ist es üblich, daß die Eltern ihre Kinder verheiraten. Eine Mutter weiß meist besser, welche Partie den Wünschen und Neigungen ihrer Töchter entspricht als diese selbst.“

Zwonne blickte traumberloren auf den Genfer See, den man vom Fenster aus sah. „Muß ich denn überhaupt heiraten?“

„Was willst Du sonst machen? Du bist die Tochter eines Arztes, der zwar eine gute Praxis, aber sonst nichts hat. Wenn Papa einmal stirbt, bist Du mittellos; denn mein Vermögen reicht nur für meine eigenen Bedürfnisse.“

„Wir könnten uns einschränken, Mama.“

Die elegante Frau lachte. „Du würdest sicher zuerst den Luxus vermissen, in dem ich Dich erzogen habe.“

„Könnte ich nicht einen Beruf ergreifen?“

„Willst Du vielleicht unartige Kinder unterrichten oder auf der Schreibmaschine klappern?“ Sie wurde ungeduldig. „Du machst mich mit Deinen Einwänden nervös. Fritz Borchert ist eine glänzende Partie. Du wirst keine bessere finden. Heute früh warst Du noch einverstanden. Warum kommst Du mir jetzt mit solchen Abersheiten?“

Zwonne schwieg. Sie kannte ihre Mutter. Trotz aller Liebe zu ihr, hatte sie sich stets mehr zu ihrem Vater hingezogen gefühlt; denn in ihren Adern floß germanisches Blut; nur den romanischen Schnitt des Gesichtes hatte sie von der Mutter geerbt.

Ihr vielbeschäftigter Vater hatte aber für Frau und Kind wenig Zeit. So war allmählich eine Entfremdung zwischen den Eltern eingetreten. Die vergnügungssüchtige Mutter suchte ihre Zerstreuung auf Reisen. Stets nahm sie die Tochter mit, um sie dem Einfluß des Vaters zu entziehen. Zwonne hatte darunter gelitten. Freundinnen fand sie nicht, mit denen sie hätte kindlich bleiben können. So war sie über ihre Jahre hinaus gereift.

Zwonne verließ das Hotel, in dem sie fünf Wochen mit ihrer Mutter zur Traubentur gewohnt hatte. Langsam ging sie zum Quai hinab. Ihr Blick streifte die bewaldeten Abhänge von Clion. Wie bunt und schön alles aussah in der klaren Luft! In der deutschen Heimat wehten jetzt die Herbstwinde. Hier in Montreux war es noch warm und sonnig.

Zwonne setzte sich auf eine Bank am Ufer. Sie fühlte sich müde. Trübe blickte sie vor sich hin. In zwei Stunden sollte sie der Schnellzug nach Norddeutschland führen, und Fritz Borchert würde mit ihnen reisen, um bei ihrem Vater um sie anzuhalten. Warum sträubte sie sich noch dagegen? Ja, wenn der andere ein entscheidendes Wort gesagt hätte! O wie energisch hätte sie dann nein gesagt. Aber so hatte ihre Mutter recht. Es war gleich, wen sie heiratete, wenn der eine sie nicht wollte.

„In Träume versunken, Fräulein Zwonne?“ fragte eine tiefe Stimme.

Das junge Mädchen schaute auf. Vor ihr stand ein vornehm aussehender Mann, dessen Haar an den Schläfen leicht ergraut war.

„Sind die Koffer schon gepackt?“ fragte er.

Sie nickte. „Ich bin hergekommen, weil ich vom See Abschied nehmen wollte. Mama nennt das deutsche Sentimentalität.“

„Ich werde morgen früh abreisen,“ sagte er. „Auch ich will noch eine letzte Stunde auf den Fluten zubringen. Gätten Sie Lust mit mir zu rudern?“

Sie schwankte. „Wird es nicht zu spät?“

Er zeigte auf seine Uhr. „Sie werden zur rechten Zeit zurück sein. Wollen Sie?“

Entschlossen stand sie auf und schritt neben ihm her zum Landeplatz. „Sie werden also mit uns zusammen nach Deutschland fahren, Herr Borchert?“

„Nein, Fräulein Zwonne, Sie werden sich auch ohne mich mit meinem Neffen verloben.“

„Allerdings,“ sagte sie kühl.

„Außerdem beginnt nächste Woche die Campagne in unserer Fabrik, zu der ich zurück sein will.“

Sie nickte trübe. Ja, die große Zuckersfabrik, die Onkel und Neffe gemeinsam in der Provinz Sachsen besaßen, hatte ihre Mutter veranlaßt, sie zu der Verlobung zu bereuen.

Sie nahmen ein Boot. Mit jugendlicher Elistizität sprang Borchert hinein und half ihr ritterlich beim Einsteigen. Der Ruderer ergriff die Riemen und fragte: „Wohin?“

„Auf Chillon zu,“ sagte Zwonne hastig und errödete leicht.

Langsam durchschnitt das Boot die blaue Flut. „Fritz wird hoffentlich nicht eifersüchtig auf seinen alten Onkel,“ scherzte er.

„Sie haben ihm noch nie Grund dazu gegeben.“ Ihre Stimme klang wieder kühl.

Sie schwiegen minutenlang. Dann sagte er: „Warum fahren wir nach Chillon? Weil Sie dort Fritz kennen gelernt haben?“

„Vielleicht.“

„Sie sind heute sehr ungnädig. Vor vier Wochen, als ich Sie zum erstenmal in den Gaudäben jenes Schlosses sah, gleichen Sie einem lachenden Frühlingstag.“

„Wenige Stunden können oft einen Menschen ändern.“ Plötzlich verschwand der Ernst ihrer feinen Züge und machte einem Lächeln Platz.

„Welche angenehme Erinnerung tauchte vor Ihnen auf?“ fragte er.

„Können Sie so gut in meinem Gesicht lesen?“

„Manchmal. Als wir uns vor vier Wochen in Bonivards ehemaligem Kerker trafen, sagte ich zu Fritz: „Sieh nur, die entzückende kleine Pariserin,“ denn Sie sprachen französisch mit Ihrer Frau Mutter. Da drehten Sie sich um und aus Ihrem lachenden Antlitz erkannte ich sofort, daß Sie meine Worte verstanden hatten.“

„An jenen Augenblick dachte ich auch vor wenigen Minuten. Es war der schönste Tag in Montreux.“

Sie vermied es, ihn anzusehen und blickte auf die Berge Savoyens, die in blauen Dunst gehüllt waren. Die Sonne war im Untergehen begriffen. Sie zeichnete einen breiten, goldigen Streifen über den See. Ueber dem Rhôneal stand eine große Wolke. Duster ragten die Mauern Chillons aus dem Wasser.

„Hinter uns liegt das Abendrot,“ sagte er gedankenvoll, „und wir fahren ins Grau hinein. So sehen wir oft das Glück leuchten und müssen doch fern bleiben.“

Sie wandte sich zu ihm. „Was ist Glück?“ fragte sie traurig.

Er zuckte die Achseln. „Als ich mit meinem verstorbenen Bruder die Fabrik gründete, erachtete mir der Erfolg meiner Arbeit als höchstes Glück. Das habe ich längst erreicht und doch war ich nicht glücklich. Ich verband einen anderen Begriff mit dem Wort; aber vor einiger Zeit erfuhr ich, daß ich es nie erlangen werde.“

Ein weher Zug um ihren Mund ließ sie plötzlich älter erscheinen. „Sie durften aber vierzig Jahre an das Glück glauben. Ich nur zwanzig!“

Er sah sie erschrocken an. „Was wollen Sie damit sagen?“

Sie fuhr zusammen. Nein, so durfte sie sich nicht veraten. Gezwungen lachte sie: „Nichts, Herr Borchert! Ich rede manchmal krauses Zeug.“

Sie hatten das Schloß erreicht. Er bedeutete dem Schiffer, umzukehren.



Errat's. Nach dem Gemälde von A. Kozakiewicz.

„Nun fahren wir in das Abendrot hinein,“ sagte sie gepreßt.

„Es ist die letzte Stunde, die wir beisammen sind. Ich werde Sie erst an Ihrem Hochzeitstage wiedersehen,“ sagte er ernst.

Sie schwiegen und empfanden nicht die Stille, so sehr waren sie mit ihren Gedanken beschäftigt. Ein anderes Boot glitt an ihnen vorüber. Mehrere junge Mädchen sahen darin. Sie sangen ein deutsches Lied. Die beiden horchten auf und sahen sich an. „Kommt gar so spät zurück, jetzt ist's zu spät fürs Glück,“ klang es zu ihnen herüber.

Ivonne's Augen füllten sich mit Tränen. Gewaltig bezwang sie sich. „Welch törichtes Lied,“ sagte sie, krampfhaft lachend. „Wenn das Glück kommt, so ist es eben da. Zu spät kann es nie sein.“

„Doch, Ivonne, man kann zu alt sein zum Glück.“

Sie zuckte zusammen. Was meinte er damit?

Er schlang die Hände über dem Knie zusammen und sagte, ohne sie anzusehen: „Ich möchte Sie etwas fragen.“

„Bitte,“ sagte sie mit Herz klopfen.

Er sprach in gezwungenem, gleichgültigem Ton: „In den ersten vierzehn Tagen unserer Bekanntschaft waren Sie sehr liebenswürdig gegen mich. Dann änderten Sie Ihr Betragen völlig, während Sie zu Fritz gleichmäßig freundlich blieben. Warum? Womit habe ich Sie verletzt?“

Sie schwieg.

„Es kann nur das eine sein,“ fuhr er fort. „Als wir den Ausflug nach Les Avants machten, ging Fritz mit Ihrer Mutter voran. Sie schritten lachend neben mir, als Sie plötzlich über einen Stein straukelten und gefallen wären, wenn ich Sie nicht in die Arme genommen hätte.“

„Ja, Sie hielten mich ein paar Sekunden und sagten: „Kleine Ivonne,“ ergänzte sie, ohne ihn anzusehen.

„Dann rissen Sie sich los und liefen zu Ihrer Mutter. Ich war den Abend so glücklich, daß mir Ihre Einsilbigkeit nicht auffiel. Erst am nächsten Tage merkte ich Ihr verändertes Wesen. Hat es Sie verletzt, daß ich einen Augenblick meine vierundvierzig Jahre vergaß?“

Ihr Herz klopfte zum Zerplatzen. Mit erstickter Stimme fragte sie: „Sie bereuen es also?“

„Ich habe sehr darunter gelitten, daß Sie mich mieden. Ich, Narr, hatte mir eingebildet . . . aber wozu sage ich das? Ich werde mich begnügen, daß Sie ohne Groll meiner gedenken und später dem alten Onkel an Ihrem Herd ein bescheidenes Bläschen gönnen.“

Sie schwieg. Das Herz war ihr übergelb und doch fand sie kein Wort.

„Verzeihen Sie meine Worte. Ich werde mich nie wieder vergeßen.“

Sie blickte auf den goldroten Streifen am Horizont. Ein Entschluß reifte in ihr. Wie von einem Alp befreit, atmete sie auf. Voll und klar sah sie ihn an.

„Ich habe Ihnen nie gezürnt. — Aber nun möchte ich Sie etwas fragen. Glauben Sie, daß Ihr Neffe es verwinden wird, wenn ich seinen Antrag nicht annehme?“

„Sie haben doch bereits ja gesagt,“ entgegnete er erstaunt.

„Ich nicht, nur Mama! Antworten Sie, aber ehrlich!“ „Ich möchte Ihnen nicht weh tun,“ sagte er ädgernd. „Aber ich glaube, Fritz würde sich trösten. Er hat ein glückliches Temperament. Er begeistert sich rasch und vergißt schnell.“ Ihre Gestalt straffte sich. „Dann werde ich ihn nicht heiraten.“

Er war bestürzt. „Aber warum nicht? Es war meine letzte Hoffnung, als Onkel in Ihrem Herzen ein wenig Raum zu gewinnen.“

„Aus diesem Grunde sage ich nein. Ich könnte es nicht ertragen, häufig mit Ihnen zusammen zu sein. Es wäre eine endlose Qual für mich.“

„So unangenehm bin ich Ihnen?“ fragte er dumpf.

„Nein!“ Sie lächelte überlegen. Das Boot näherte sich dem Ufer.

„Aber so erklären Sie doch . . .“

Sie schaute ihn strahlend an. Ihm schien, als sei sie um Jahre gereift. „Sie fordern eine Erklärung meiner Handlungsweise? Haben Sie dasselbe getan?“

„Was sollte ich Ihnen erklären?“

„Hätte ich in Les Avants nicht vielleicht ein Recht zu erwarten, daß Sie etwas sagen würden?“ entgegnete sie leise.

„Ivonne,“ sagte er in einem Ton, der sie erbeben ließ. Er sprang auf und ergriff ihre Hände.

Es war gut, daß das Boot im selben Augenblick anlegte, sonst hätte seine ungestüme Bewegung es in Gefahr gebracht. Sie flogen aus. Vordert bezahlte. Der Schiffer strahlte vor Freude über das reichliche Trinkgeld. Schmunzelnd sah er dem Paare nach.

Als sie zum Hotel zurückgingen, hielt er noch immer ihre Hand in der seinen. „Ich liebte Dich schon am ersten Tage; aber ich wagte nie, es Dir zu gestehen.“

„So hätten unsere Wege fast auseinandergesührt, wenn wir uns nicht in der letzten Stunde gefunden hätten.“

Hänschen.

Roman von Heinrich Wildau.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Mit zitternder Hand tat das die Mutter, voll und kräftig liehen Bruder und Schwester ihre Gläser anklängen und sahen erst jetzt, daß auch Hänschen mit beiden Händen sein volles Glas umfaßt hielt und auch anstoßen wollte.

Mit entsetztem Blick nahm ihm Grete das Glas fort.

„Nein, Hänschen, das ist zu viel, davon bekommst Du einen Schwips.“

„Aber ich darf doch einen haben.“

„Nein, Junge, das wollen wir bleiben lassen. Ein viertel reicht auch. Komm, ich werde Dein Glas antrinken.“

Und dann trank sie ihr eigenes Glas leer.

„Viel, viel Glück, lieber Walter, ich freue mich unendlich, daß wir jetzt eine Braut ins Haus bekommen.“

Der Bruder blickte ihr lächelnd ins Gesicht und entgegnete: „Wenn nicht alles täuscht, werden es womöglich zwei Bräute werden.“

14.

Bei den Krankenbesuchen am Nachmittag strahlte Dr. Rattmann in freudigster Stimmung, als müsse er unbedingt die ganze Welt ebenso glücklich machen, wie er sich selbst fühlte.

Dazu kam, daß mehrere gutsituierte Patienten ihm ein größeres Honorar übersandt hatten, so daß er sich, als er um die siebente Stunde nach dem Grunewald hinausfahren wollte, als ein Krösus dünkte.

Als er im Automobil die Leipziger Straße hinunterfuhr, um zur Haltestelle der Grunewaldlinie am Potsdamer Platz zu gelangen, sah er zufällig auf die Auslagen eines bekannten Juweliergeschäftes.

Blitzschnell bemächtigte sich seiner ein Gedanke und ebenso schnell wurde er ausgeführt. Er ließ den Chauffeur halten und ging in den Laden.

Er wählte dort zwei Trauringe und ließ in beide, was ihm allerdings eine halbe Stunde Wartezeit abnützte, das Datum des heutigen Tages und die Anfangsbuchstaben der Namen seiner Braut und der feintigen eingravieren.

Ungefähr kannte er ihre Hand und konnte danach die Größe ihres Ringes bestimmen.

Die Wartezeit verkürzte er sich dadurch, daß er den Chauffeur entlohnte und sich in ein im Nebenhause gelegenes Café begab.

Dort las er Zeitungen, rauchte einige Zigaretten und sah alle Augenblicke unruhig nach der Uhr, bis die halbe Stunde vorüber war und er sich in das Geschäft zurückbegeben konnte.

Dann eilte er in seinem Glücksgefühl, mit den Ringen in der Tasche, zur Grunewaldlinie. Am Potsdamer Platz kaufte er erst noch einige Rosen. — Die ersten Blumen für sie.

Die Straßenbahn war stark besetzt; es waren bereits offene Sommerwagen angehängt worden.

Viele hatte dieser wunderhöne Maiabend hinausgelockt, um draußen im Grunewald die Abendstunden zu verbringen. Viel zu langsam ging ihm die Bahn und wenn er seinem Onkel nicht das Versprechen gegeben, sein Automobil zu ihm hinaus zu benutzen, hätte er es unbedingt getan.

Endlich war er angelangt.

Auf sein Klingeln wurde ihm durch das Mädchen, die Marie, geöffnet, und als er mit ihr durch den Vorgarten ging,

sagte sie ihm: „Wissen Sie, Herr Doktor, es wäre ganz gut gewesen, wenn Sie heute noch hier geblieben wären.“

Ueberrascht entgegnete er: „Wie meinen Sie das, Marie?“ „Von wegen Ihrer Braut.“

„Was ist?“

„Na, was der Meder ist, — Sie wissen ja, der Dicker — ich kann den Menschen nicht ausstehen — der kam doch gerade, wie Sie noch da waren und hatte sich den Bratenrock angezogen und den Zylinder aufgesetzt, und davon haben Sie anscheinend gar nichts gemerkt.“

Dr. Rattmann lächelte.

„Aber Marie, es gehen doch viele Leute im Gehrock und Zylinder. Das ist doch nichts Auffälliges.“

„Nee, nu nee doch — aber sonst kommt er doch nicht so — da geht er doch sogar ziemlich schmerzig, trotzdem er doch 'ne Menge Geld haben soll — aber Sie dürfen nichts verraten, Herr Doktor — Sie sollen bloß sehen, daß hier nichts passiert, was ich Ihnen nicht erzählen würde. Er hat nämlich, als Sie weg waren, Ihrer Braut, dem gnädigen Fräulein, einen Heiratsantrag gemacht.“

Dr. Rattmann blieb vor Erstaunen stehen.

„Was hat er gemacht, einen Heiratsantrag?“

„Zatwoll — und wie — er sprach ziemlich laut und die Tür war nicht ganz zu, und da konnte ich so ziemlich alles bei mir in der Küche hören. — Er sagte das alles so, als ob er mit seinem Geldbeutel sich jede Frau kaufen könnte. Und einen dicken Brillantring hatte er mitgebracht, den wollte er ihr an den Finger stecken. Ich hörte was von zehn- bis zwölftausend soll er kosten. Das glaubt doch kein Mensch, das hat er wohl aufgeschnitten.“

„Das sind ja recht erbauliche Neuigkeiten.“

„Aber Sie hätten Ihre Freude gehabt, wie Ihre Braut den hat abfallen lassen. Weggerannt ist er, wie ein wütender Stier. Den Kopf zwischen den Schultern und am liebsten hätte er jeden Baum, Wagen oder Menschen über den Haufen gerannt. Na, den sind wir los. Hier draußen wird er sich nicht wieder sehen lassen. Ich mag den Kerl nicht.“

In dem halbdunklen Hausflur, am Ende desselben, leuchtete eine weiße Schürze auf — der Doktor sah sie und ohne sich weiter um die redliche Marie zu kümmern, eilte er vorwärts. Dasselbe tat die Gestalt mit der weißen Schürze und Dr. Rattmann hielt seine Braut in den Armen.

Sie achteten gar nicht auf die brave Marie, welche über diese Begrüßung zwischen dem Brautpaar förmlich in Entzücken schwamm. Sie hatte die dicken, roten Hände gefaltet, die kleinen Neuglein zusammengekniffen und betrachtete mit verklärtem Gesicht die beiden Glücklichen.

Die achteten gar nicht auf sie, die gingen achtlos in das Verandazimmer und hatten sich vor lauter Wiedersehensfreude vorläufig sehr wenig zu sagen.

Dann aber kam doch der Arzt bei ihm zum Durchbruch und er fragte: „Wie geht es meinem Onkel?“

„Er liegt ziemlich apathisch da, dann und wann läßt er sich etwas zu trinken reichen, Appetit hat er gar nicht — ich weiß nicht, lieber Walter, ich glaube, Du kannst Dir da irgend welche Hoffnung kaum mehr machen.“

Sie hatte ganz so berufsmäßig geantwortet, wie er die Frage gestellt hatte.

„Vorläufig schläft er wieder.“

„So, so — na also, Kindchen, da haben wir beide Zeit. Komm, wir wollen es uns da draußen auf der Veranda bequem machen, den entzückenden Abend genießen und vor allen Dingen — ich habe Dir etwas mitgebracht.“

„Du hast mir etwas mitgebracht, Walter?“

„Ja, mein Schatz, — doch erst wollen wir uns, wie ein paar gestittete Leute, in die Korbstühle niederlassen. Komm' her.“

Beide nahmen dicht nebeneinander Platz. Dann sah sie neugierig zu, wie er das in Seidenpapier eingewickelte Samt-etui mit den Ringen herausholte, das Etui öffnete und jetzt — ein kurzer freudiger Ausruf — die schmahlen und doch so unendlich wertvollen Reifen in mattedem Golde ihr entgegen blinkten.

Ihre schönen Augen richteten sich voll demüthigen Dankes auf ihn und leise sagte sie: „Walter —“

Und dieses eine Wort entzückte ihn so, daß er die Ringe auf den Tisch legte, um die hold erglühende Braut erst in die Arme zu schließen und wieder und wieder zu küssen.

Erstrocken fuhren sie jedoch auseinander, als draußen auf der Straße vor dem Vorgarten ein Vorübergehender ihnen lachend zurief: „Freu' Dich, Mädels, freu' Dich, Mädels.“

„So'n Gallunke,“ fluchte der Doktor, „aber es ist ganz

gut, wir haben ja vergessen, daß hier uns jeder beobachten kann. Nun gib Deine Hand her, ich selbst will Dir den Ring an den Finger stecken.“

Der Ring paßte. Der Doktor faßte es als ein gutes Zeichen für die Zukunft auf.

Dann mußte er ihr seine Hand reichen und sie streifte ihm den Ring über den Finger, den er ihr entgegenhielt.

Nun betrachteten sie gleichzeitig ihre geschmückten Hände und kamen sich förmlich stolz und dabei doch eigentümlich befangen vor.

Jetzt trugen sie auch äußerlich das Zeichen der Zusammengehörigkeit.

Dann erhob sie sich.

„Ich will Dir Abendbrot besorgen, Du Guter, Du hast doch sicherlich noch nichts gegessen.“

„Nein, das nicht, aber es ist wirklich schade, daß Du jetzt in die Küche verschwindest und ich muß hier allein sitzen.“

„Bist mich noch oft genug zu viel um Dich haben.“

„Niemals, Martha! Ich möchte Dich immer um mich haben. Ich werde mit in die Küche kommen und Dir helfen.“

„Nein, das geht nicht, was soll die Marie denken? Bleibe ruhig hier sitzen und rauche, bis ich den Tisch gedeckt habe. Damit Du aber nicht umsonst wartest, verspreche ich Dir einen schönen Kuß.“

Er wollte sie noch greifen, sie festhalten, um das alte, immer wieder seit Jahrtausenden sich erneuernde Liebespiel fortzusetzen, aber sie war flink enteilt.

Und in der Zwischenzeit startete er in den sinkenden Abend, sah immer wieder auf seine mit dem Ring geschmückte Hand und als sich die Tür öffnete und irgend jemand in das hinter ihm liegende dunkle Zimmer trat, sprang er auf, weil er seine Braut vermutete.

„Na, Herr Doktor, nun stoßen Sie mir mal nicht das Tablett um. Vielleicht sein Sie so gut und machen hier Licht, es ist ja stockdunkel.“

„Machen wir, Marie.“

„Nur von wegen dem Essen. Nachher können Sie es ja wieder ausmachen. Ich weiß, Herr Doktor, verliebte Leute sitzen gern im Düstern.“

„Na, woher wissen Sie denn das, waren Sie denn schon mal verliebt?“

„Und ob. Man ist doch auch jung.“

„Wie alt sind Sie denn?“

„Neununddreißig.“

Am liebsten hätte der Doktor losgegrüßt vor Lachen. Wenn er sich die kleine, runderliche Gestalt, das aufgeschwemmte Gesicht mit den kleinen Neuglein und darüber den dürftigen Haarfranz vorstellte, — für seinen Geschmack — br.

„Mein erster,“ erzählte Marie, während sie den Tisch deckte, „war ein Schutzmann. Aber wissen Sie, wie dazumal der andere kam, der mir ja mächtig viel vorgegeschwindelt, ließ ich den Schutzmann laufen. Aber schön war's doch. Bloß sitzen hätte er mich nicht lassen sollen.“

„Und warum tat er das?“

„Na, Ihre Braut weiß es. Der habe ich es schon 'n paar-mal erzählt. Man weiß ja nicht, was man hier tun soll. Hier draußen in der Kolonie ist gar nichts los. Da sieht man ja kaum mal einen Mann und der ist meistens verheiratet. Was soll da unsern anfangen? Und so geht's meinen ganzen Freundinnen hier. Bloß der Lohn ist gut und das Essen und die Behandlung. Der Kolonial-Edel, der hier rumfährt, hat zwanzig Bräute. Wo soll das hin. Das hält doch kein Mensch auf die Dauer aus. Aber Geschäfte macht er. Mir hat er ja auch gesagt, daß er mich gern hat. Er ist ja man noch jung, dreißig, vierzig, aber das macht ja nichts. Ich würde ihn schon dechselfeln. Man hat doch seine Erfahrung, und die ist vilie wert in der Welt.“

„Aber Sie waren doch noch gar nicht verheiratet.“

„Ich bin bei so vielen Familien gewesen, daß ich mir ein genaues Bild von der Ehe machen kann. Aber nun muß ich raus, sonst verdirbt mir das ganze Küßerei.“

Jetzt tauchte auch die junge Braut auf mit Bierflaschen und Gläsern.

Bald darauf brachte Marie das Rührei.

Als sie die Schüssel auf den Tisch gestellt, sagte sie: „Ich gehe nachher mal weg, es fehlt noch allerlei. Auch Petroleum ist nicht im Haus. Ist sonst noch was?“

„Ich wüßte nicht, Marie. — Bleiben Sie aber nicht zu lange.“

„Nein, gnädiges Fräulein, ich richte mir's so ein, daß ich vor zehn wieder hier bin.“ (Fortsetzung folgt.)

◀ **Gemeinnütziges** ▶

Wie verhindert man das lästige Springen der Fischschuppen? Indem man die zu schuppenden Fische einfach in eine mit Wasser gefüllte Wanne legt und sie dann im Wasser schuppt. Sihen die Schuppen sehr fest, taucht man den Fisch einen Augenblick in kochendes Wasser. Die lästige zeitraubende Arbeit erleidigt sich dadurch in der Hälfte der Zeit.

Emaillierbüße, die innen braun werden, reinigt man, wenn man zwei Köffel Chloralkali in den Topf gibt und ihn mit Wasser gefüllt gut auskochen läßt. Ein nochmaliges Auskochen mit Soda ist erforderlich, um den starken Geruch zu entfernen. Mit dem gebrauchten Chlorwasser können mehrere Töpfe ausgefocht werden.

◀ **Allerlei Kurzweil** ▶

1. Logogriphaufgabe.

1. Gans, 2. Atum, 3. Sagar, 4. Nana, 5. Labo, 6. Jgel, 7. Geist, 8. Ellen, 9. Schari, 10. Alba, 11. Zuber.

Aus jedem dieser Wörter soll dadurch ein anderes Wort gebildet werden, daß man sowohl seinen Anfangs- als auch seinen Endbuchstaben ändert, z. B. Heimat-Weimar. Als neue Anfangs- und Endbuchstaben kommen zur Verwendung 1 a, 2 d, 6 e, 1 f, 1 g, 1 i, 1 m, 2 n, 3 r, 1 s, 2 t, 1 u. Die einzelnen neuen Worte sollen ergeben einen Bezeichnung für einen Kaffen, ein Futteral, eine Stadt Schlesiens, eine Bezeichnung für nicht besonders wertvolle Gegenstände, einen dänischen Komponisten,

eine Stadt in Böhmen, einen Singvogel, einen Nebenfluß der Weser, einen französischen Schriftsteller, einen deutschen Strom, einen berühmten Maler. Die neuen Anfangs- und Endbuchstaben, jedesmal von oben nach unten gelesen, ergeben den Anfang eines bekannten Schiller'schen Gedichtes.

2. Zahlenrätsel.

Die Ziffern sind durch Buchstaben zu ersetzen, so daß in den senkrechten Reihen bekannte Wörter entstehen, während die Buchstaben in den fettgedruckten Feldern ein lateinisches Sprichwort ergeben. Die Wörter ergeben:

| | | | | | | | | | | |
|---|----|----|----|----|----|----|----|----|----|----|
| 6 | 4 | 12 | 13 | 7 | 9 | 15 | 2 | 16 | 12 | 11 |
| 7 | 9 | 1 | 2 | 5 | 2 | 10 | 11 | 2 | 5 | 2 |
| 3 | 10 | 10 | 8 | 14 | 9 | 3 | 13 | 10 | 2 | 10 |
| 8 | 4 | 5 | 2 | 2 | 11 | 1 | 1 | 1 | 13 | 4 |
| 3 | 11 | 9 | 8 | 8 | 1 | 14 | 11 | 9 | 3 | 1 |
| 6 | 8 | 1 | 1 | 1 | 9 | 1 | 8 | 11 | 8 | 9 |

1. eine Beurteilung, 2. eine Feindin der Arbeit, 3. eine wohl-schmeckende Frucht, 4. ein Nahrungs-mittel der Chinesen und Japanesen, 5. einen Sonntag vor Pfingsten, 6. einen bekannten Nordpol-fahrer, 7. ein Insekt, 8. ein feuerfestes Mineral, 9. einen römischen Kaiser, 10. einen Stadtteil von Berlin, 11. einen Fluß in Hinter-Indien.

Das Sprichwort lautet: *Non est in mensura* (Nicht ist in Maß).



Sein erster Gedanke. (Lert zu nebenstehendem Bild.)

Bauer: „Wissen Sies schon, Herr Förster, gestern Nacht hat sich d' Spinnermabi, dös alte giftig Weißbild, in Ihrem Karpenteich extränkt!“
Förster: „Jesses — meine armen Fische!“

Die verschuldete Familie.

Fremder (zum Dienstmädchen): „Bin ich hier recht bei . . . na, wie war der Name doch gleich?“ — „Gaben Sie eine Rechnung?“ — „Ja, wohl!“ — „Denn stimmt es!“

Konfusion.

Herr (zum Bedell eines Gymnasiums): „Bitte, lassen Sie mir den Gymnastiken Schmidhammer auf einige Augenblicke herauskommen!“ — Bedell (nach einigem Besinnen): „Wir hamn an Hammer, dann hammer zwei Schmidt, dann hammer an Hammerschmid, aber an Schmidhammer hammer net!“



Günstige Lage.

„Sigt, hier im „Goldnen Stern“ ineip i am allerliebsten; wanns Dich da amal rauschmeißn, fliegt glei drüben zum „Halben Mond“ wieder nei.“

Druck und Verlag: Neue Berliner Verlags-Anstalt, Aug. Krebs, Charlottenburg bei Berlin, Verlinerstr. 40. Verantwortlich für die Redaktion der Neuen Berliner Verlags-Anstalt Aug. Krebs: Max Ederlein, Charlottenburg, Weimarerstr. 40.

Merseburger Correspondent.

Erscheint täglich nachmittags mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Bezugspreis: Vierteljährlich 1,20 M. bezgl. 1,50 M. einschließlich Briefporto; durch die Post bezogen Vierteljährlich 1,62 M. einjährl. Bestellsch. Einzelnummer 10 Pf. — Fernsprecher Nr. 524. —

Gratisbeilagen:
Illustriertes Unterhaltungsblatt
Landwirtsch. u. Handelsbeilage
Wissenschaftliches Monatsblatt
Botanikblätter — Kurztitel

Anzeigenpreis: Für die einpaltige Zeile oder deren Raum 20 Pf., im Reklametext 40 Pf., Chiffrenzeilen und Nachmeldungen 20 Pf. mehr. Platzpreis ohne Verbindlichkeit. Schluss der Anzeigen-Nahme: 9 Uhr vormittags. — Geschäftsstelle: Delbrübe 9. —

Nr. 197.

Donnerstag den 23. August 1914.

41. Jahrg.

Nr. 7.

Durch den Beitritt Japans hat sich die Zahl der Feinde, die uns und unserem Bundesgenossen Österreich-Ungarn gegenüberstehen, auf sieben vermehrt. Ihr moralisches Niveau, dem der jerbische Einschlag die charakteristische Note gibt, hat sich damit gewiß nicht erhöht. Eigentlich mußte man, wenn man sich die einzelnen Glieder der Koalition, die sich so nach und nach um die jerbischen Fürstentümer herumgruppiert hatten, und ihre moralischen Eigenschaften, ihren schon in den ersten Tagen des Krieges anschaulich betendeten moralischen Zustand näher betrachtete, sich von vornherein fragen, daß der durch keinerlei Anstalten und Ehrbegehrte bezwungene Japs noch feste. Man hat er sich auch richtig eingekunden und wird sich wohl fühlen bei seinen nunmehrigen Bundesbrüdern, denen er jedenfalls schon dadurch gewaltig imponiert hat, daß er sich in seinem Ultimatum an uns nicht erst lange mit einer Beschönigung seiner niederrächtigen Handlungsweise abgequält hat, sondern uns in nachdrücklicher einfach die Pistole auf die Brust setzte und uns anordnete: Entweder Kauftschou, oder ich schlage aus mit zu. Argendwelche Differenzen mit Japan hatten wir nicht, wir lebten mit ihm im tiefsten Frieden, und auch das Bündnis mit England verpflichtete es in keiner Weise, sich in den Streit einzumischen; es genügt für diesen Anlaß, uns von Jenden eins umhelt zu wissen, an nach einer Begelegenheit über uns herzufallen und ein Stück Meute zu fordern. Die Form, in der das geschah, ist wohl das Unerhörteste, was bisher auf diesem Gebiete geleistet worden ist. Ein schwedisches Blatt nennt dieses Ultimatum mit Recht das Schamloseste, was die Weltgeschichte gesehen hat, und fernergetrieben den darin zutage getretenen „unberühnten Jhuismus“ als unerböt. Und eine solche Sprache erlaubt sich ein Staat, der alles, was er geworden ist, erst durch uns, unsere Kultur, unsere Bildungsstätten geworden ist, dessen leitende Männer uns wiederholt der Pflicht größter Dankbarkeit verpflichtet haben.

Niemals in der Geschichte ist diese Pflicht schöner, gemeiner verletzt worden, als jetzt durch Japan, den Bundesgenossen Englands. Zweifellos ist dieses England, das es an Strapazierbarkeit getrotzt mit Japan aufnehmen kann, die treibende Kraft gewesen, die dieses vorwärts hob. Es hat damit lediglich das Bild vervollständigt, das es der von wider Leidenschaft noch unverbändeten Kulturmenschenheit bot, als es auf die Seite des kulturfeindlichen Rußland trat. Wir vertrauen darauf, daß dieses England, das sich nicht scheut, nun auch noch die gelbe Rasse zum Kampfe gegen das Germanentum aufzurufen, der gerechten Strafe nicht entgehen wird. Für uns ist es selbstverständlich nicht angenehm, einen neuen Feind vor uns outtauden zu sehen; wir werden uns auch mit dem Gedanken vertraut machen müssen, daß unsere Kolonien-Kaufschou in die Hände dieses Räubers fällt, und werden den Schmerz bezwingen müssen, daß sowohl weil brave deutsche Jungs, weit draußen in der Welt, gewissermaßen auf verlorenem Posten, in treuer Pflichterfüllung dem japanischen Geißel zum Opfer fallen; aber die endgültige Entscheidung fällt auf den europäischen Kriegsschauplatz, für sie ist vollkommen belanglos, ob der heutzutage Begelegenheit im fernem Osten jetzt aus seinem Schlupfwinkel hervortritt und sich an uns heranschleicht oder nicht. Wir wissen nicht, ob er sich mit dem Gedanken trägt, auch noch in der Nordsee zu erscheinen. Wir glauben es kaum, da es hier ja für ihn eigentlich nichts zu räubern gibt. Sollte es aber dennoch der Fall sein, so kann er erst zu einer Zeit hier eintreffen, wo unsere Feinde von uns bereits entscheidende Schläge empfangen haben werden. Und dann werden wir schneller, als er es ahnte, auch mit diesem Gegner abrechnen. Hoffentlich verhandelt uns Japan nach dem Kriege aus eigener Initiative mit dem Anblick seiner witz-

begierigen, in Wahrheit pionierenden Söhne. Wir empfehlen ihnen zum Besuche die Bildungsstätten im Lande des glorreichen Königs Peter von Serbien. Die dort herrschende Moral- und Ehrbegehrte dürfen ihnen ja auch mehr zulegen als die übrigen.

Ueber die Brotversorgung Deutschlands im Kriege

stellt Graf v. Schwerin-Löwisch, der Präsident des deutschen Landwirtschaftsrats und Präsident des Preussischen Abgeordnetenhauses in der „Deutsch. Tagesztg.“ höchst wertvolle und interessante Berechnungen an, die wir in folgendem kurzen Auszug wiedergeben: „Unsere Brotformerte betrug im Durchschnitt der letzten zehn Jahre nach der Reichsstatistik 149 962 000 — also fast genau 150 Millionen — Doppelzentner, im Jahre 1913 aber rund 173 Millionen Doppelzentner. Nach den mir bisher aus den verschiedenen Landesteilen zugegangenen Mitteilungen wird der Ertrag der diesjährigen Ernte im ganzen nicht wesentlich hinter den des Vorjahres zurückbleiben. Ich will ihn aber sehr vorsichtig nur auf 169 Millionen Doppelzentner schätzen, wovon 15 Millionen für Saatort abzuziehen sind, so daß 145 Millionen Doppelzentner für die menschliche und tierische Ernährung bleiben. Dazu kommen die alten Vorräte an Korn und Mehl bei Landwirten, Sämlern, Mühlen und sonstigen Verarbeitern in Höhe von mindestens 15 — wahrscheinlich 20 Millionen — Doppelzentnern. Das ergibt für menschliche und tierische Ernährung bis zur neuen Ernte mindestens 160 Millionen Doppelzentner, immer vorausgesetzt, daß die Ernte unbederben eingebracht und sorgfältig vor Verderben bewahrt wird.“

Für Kriege im Frieden die gleiche höhere d. h. a. Bevölkerung Menge Das erträglichsten Doppelzentner immer Million umtänd. — und größten. In eine eigenen sich die Ernährung Ernähr also hin der beherufügung hängere höchst Segen. auf unseren Feldern hat wachsen lassen, können wir getrost und ohne Furcht vor Hungersnöden der Zukunft ins Auge sehen.

Zur Kriegslage.

Die Deutschen in Brüssel.

Brüssel, die Hauptstadt Belgiens, befindet sich in den Händen der Deutschen. Viele Deutsche kamen schon von friedlichen Zeiten her die wunderbar schöne und hochinteressante, lebensvolle und kulturelle Kapitale des belgischen Staates; Touristen, Künstler, Vorkrieger aller Art, Kunsthistoriker, Doullisten trauten der lebenswichtigen Stadt ihren Besuch ab, und bei der letzten Weltausstellung vor einigen Jahren war Deutschland in jeder Beziehung

dort gut vertreten. Und von all den Tausenden und Abertausenden von Deutschen, die Brüssel aufsuchten und neiblos den jeweiligen Charakter der Stadt anerkannten, ist wohl niemals auch nur entfernt daran gedacht worden, daß die belgische Heidenstadt in kurzer Zeit widerhalten werde von dem strammen, kampfsmäßigen Schritt deutscher Truppen, die als Eroberer kamen. Kaum ein Deutscher hat wohl je die Notwendigkeit einer feindlichen Aktion gegen Belgien für unmöglich gehalten, und jeder von uns meinte, man würde gelegentlich als friedlicher Wanderer sich wieder an den Schönheiten Brüssels ergötzen können. Der Gang der Weltgeschichte hat einen anderen Weg gewiesen. Und nun stehen wir, kaum vierzehn Tage nach der denkwürdigen Reichstagsabstimmung, in der wir zum ersten Male Kunde erhielten von dem geplanten notwendigen Durchmarsch durch Belgien, mit unseren modernen Truppen auf dem herrlichen, von der Geschichte unumwunden Nathausplatz Brüssels, diesem weltberühmten Kleinod mittelalterlicher Baukunst.

In Brüssel vereint sich alte Kultur und große Geschichte mit modernem Schönheitszinn und neuzeitlichen Grobheiten der Architektur und der Stadtbaukunst. Wenn unsere Truppen auf dem herrlichen Marsch durch Belgien bisher schon Städte alter und neuer Kultur, wie in Brüssel, in Trier und in Köln mit ihrem wunderbaren gotischen Nathaus, antworten konnten, so wird ihr Blick auch durch den Dunst des Kriegesstrahlens hindurch ganz besonders gefesselt worden sein, als sie die Brüsseler Stadt in ihrer einzigartigen Lage, überlagert von der grandiosen Krone des pompösen Justizpalastes, in der ferne antiken Säulen und als sie die prächtigen Boulevards der Stadt durchschritt und den altertümlichen Sockel mit seinen wieder interessanten Werten in Augen schein nahmen.

In Brüssel konzentriert sich der Reichtum, die alte Kultur, der Kunstzinn, der Saub, das moderne Leben, das Kunstgenie von ganz Belgien, die Stadt ist das verpackteste Viehgebirge des Landes. Die Einnahme Brüssels mag von militärischen Standpunkte aus keine besondere Bedeutung haben, von moralischen und psychologischen Standpunkte aus vor das rasche Zugreifen der deutschen Armeekorps ein hervorragendes Beispiel für das Selbstbewußtsein der Belgier, das zu allen Zeiten unmotiviert groß gewesen ist, muß es ein geradezu furchtbarer Schlag sein, jetzt zu sehen, wie die geliebte Hauptstadt des Landes fast ohne Schwertkampf in die Hand des deutschen Eroberers übergeht; es muß ein demütigendes Gefühl für alle Belgier sein, mit zu erleben, wie ihr König furchtbar das höchste Schicksal treffen verurteilt wurde, nach dem der Brüsseler an schönen Tagen hinauszufliegen pflegte, und wie die Nachahmung der Pariser Sitten, die Umwandlung der nach ihrer Verfallenszusammenhang eigentlich noch immer überwiegend französischen Stadt Brüssel in ein „Klein-Paris“ den französischen Sitten und Sitten mit herbeizugewandert vermochte. Der Überzug Brüssels in deutsche Hände wird in gar manchem belgischen Kopf, auch vielleicht in den Köpfen der wilden Fanatiker, die Empfindung dafür aufkommen lassen, wie unglücklich naachwärtig die belgische Regierung handelte, als sie um der schönen französischen und englischen Mägen willen die Gewährung des freien Durchgangs der deutschen Truppen droht ablehnte.

Es geht rüftig vorwärts!

Von zwei gewaltigen Schlachten auf den blutigen Feldern zwischen Metz und den Vogesen berichten folgende Telegramme:

Berlin, 21. Aug. Unter der Führung Sr. Königl. Hoheit des Kronprinzen von Bayern haben Truppen aller deutschen Stämme gestern in Schlachten zwischen Metz und den Vogesen einen Sieg errufen.

Der mit starken Kräften in Lothringen vordringende Feind wurde auf der ganzen Linie unter schweren Verlusten geworfen. Viele Tausende von Gefangenen und zahlreiche Geschütze sind ihm abgenommen worden.

Der Gesamtverlust läßt sich noch nicht übersehen, da das Schlachtfeld einen anderen Namen einnimmt, als in den Kämpfen des Jahres 1870/71.

Unsere gesamte Armee war in Anspruch genommen. Unsere Truppen, befehl von einem unaussprechlichen Drang nach vorwärts, folgten dem Feinde und töteten den Kampf aus heute fort.

Diese Depesche gelangt noch im größten Teile unserer getragenen Auflage zum Abdruck. Heute früh meldet der Große Generalstab weiter:

Berlin, 22. Aug. Die von unserer Truppen zwischen Metz und den Vogesen gelagerten französischen Kräfte sind gestern verjagt worden. Der Rückzug der Franzosen artete in Flucht aus.

Bisher sind mehr als 10 000 Gefangene gemacht worden. Mindestens 50 Geschütze wurden erobert.

Die Stärke der gefangenen feindlichen Kräfte ist auf mehr als acht Bataillone festgestellt worden. (W. T. B.)

